

Nur eines war auf seinen sämtlichen Wanderfahrten mit diesem Sohn der Stadt Nürnberg mitgezogen und hatte ihn vor den meisten wüsten Burschen und Landstörzern, die ihm unterwegs begegnet oder mit ihm gezogen waren, herausgehoben, das war seine heiße herzenliche Liebe zum Meistergesang, zur Kunst, Strophen und Sprüche zu dichten, wie sie auf den deutschen Singschulen betrieben wurde, und wie er, Hans Sachs, sie zuerst von dem Leineweber Lienhardt Nunnenbeck als seinem Meister empfangen hatte. Wo immer er in dieser holdseligen, heiligen Kunst sich bilden und üben konnte, in Mainz wie in Worms und in Straßburg, da hatte er es mit Freuden getan. Und konnte ihm kein Merker eine falsche Blume noch einen Fehler in der Zahl der Silben wie der Gebungen bei seinen Weisen und Tönen nachweisen. Wie hatte Sachs sich abgemüht, neue Töne zu erfinden, nachdem er zu Braunau am Inn die erste Weise, die sogenannte Silberweis, angestimmt hatte, der bald danach noch zu Ried der „güldene Ton“ gefolgt war. Er war damals knapp neunzehn Jahre alt gewesen. Und hernach waren ihm noch zwölf neue Töne eingefallen. Als letzter der „Rosenton“, mit dem er in sein fünfzigstes Jahr geschritten war.

Aber was war von all dieser Herrlichkeit verblieben? Seine Poesie war verklungen und verraucht wie das Feuerwerk dieser Nacht und wie der ganze Meistergesang, auf den die deutsche Bürgerschaft so stolz gewesen war. Die Singschulen wurden nur noch von ein paar Greisen und Wadellköpfen, wie Hans Sachs nun einer geworden war, besucht und ihre Reimerei samt ihrer in der Singordnung, der Tabulator enthaltenen Regeln verfiel dem Spott und der Verachtung einer neuen Zeit. Diese Erkenntnis, der sich der alte Mann nicht mehr entziehen konnte, war aber so bitter für ihn, daß sie ihm zu manchen Malen wie ist die Tränen in die müden Augen treiben konnte. Ja, Hans Sachs vermerkte in solchen trüben Stunden, daß Gleichgültigkeit beinah' noch weher tun kann als die Liebe, deren Verdruß und Gefahr ihm sein allererstes Lied als ein „Bubscheidlied“ entlockt hatte. Konnte er jene Weise jetzt nicht wieder zum Abschied von der undankbaren Welt anstimmen.

„Der Liebe Lohn ist traurig End',
In Herzeleid große Freud' sich wend't.
Also geschieht mir Armen.
Ach, der ich einst so glücklich was,
Fahr nun ins Elend hin mein Straf',
Hab Gott mit mir Erbarmen!“

War er darum in die achtzig Jahre alt geworden und hatte als Knabe das heiß' Fieber überwunden und später als Mann manches Mal die Zeiten, in denen die Pest in seinem geliebten Nürnberg wütete, überlebt? Über zehntausend Menschen hatte die Seuche noch vor wenigen Jahren in der Stadt Nürnberg dahingerafft. Und er, alter Mann, hätt' nicht ebenso tapfer sterben gelernt wie die Kindlein, die damals zu Haufen schon sich dem Totentanz anschließen mußten? Was wäre denn seine ganze Dichterei wie sein frommes Befassen mit dem neuen Evangelio, das Luther, die Wittenbergisch Nachtigall, verkündet und gesungen hatte, nutz gewesen, wenn er nicht aufrechten Herzens und frohen Mutes zur vollkommen ewigen Ruh' gegangen wäre, wenn sein letztes Stündlein käme, wie ihm der große Kirchenstifter dies schon vor Jahr und Tag vorgemacht hatte. Im Jahre des Unheils 1546, in dem der Nürnberger Schuhmacher und Poet ein Epitaphium oder Klagred ob der Leich des Martini Luthers angestimmt hatte. Hans Sachs war eben erst vierzig Jahre alt gewesen, da hatte er schon jenes Kampfgespräch zwischen dem Tod und dem Leben, welches unter ihnen beiden das bessere sei, gedichtet: Fast nützlich für jedermann zu lesen. Drin hatte er den Tod als die Türe zum Himmel gepriesen und als eine Heimkehr in Gottes Vaterland. Und sollt' er nun solcher Lehren am eigenen weissen Leib untreu werden und ängstlich aufseufzen und verzagen? „O hättst du recht gelernt zu sterben, das wär' ein Kunst ob aller Kunst!“